

Die Relativität der Welt

Über die Potenziale der Geschichtswissenschaft im »postfaktischen Zeitalter«

Sebastian Schlinkheider

Abstract

Recently, voices have once again been raised in defense of truth, especially referring to the knowledge provided by sciences and humanities. However, it is disputable, on the one hand, whether the academic disciplines are capable of discovering and generating »true« knowledge and, on the other hand, to what extent their contributions to and their involvement in public debates are appropriate. The discipline of history assumes a relative concept of knowledge; in the methodology of historical interpretation, the subjects and the objects of knowledge are inseparable. Therefore, historical research cannot fulfill the social need for unambiguous »historical truth«, which is based on a too simple and distorted public understanding of truth and scientific research. Instead of merely conveying the results of research, scholars of history and humanities as well as natural scientists would do well to work together to outline and explain the pathways to knowledge vividly to the public. This would enable both humanities and sciences to meet the present so-called »post-factual« challenges, re-establish the social relevance of the humanities including the discipline of history, and, not least of all, enable new possibilities of creative transfer of knowledge.

Keywords

Perspectivity, Public History, Public Understanding of Research, Theory of History, Truth

Wir sind verunsichert. Die Welt der Gewissheiten ist einmal mehr aus den Fugen geraten. Keineswegs allein auf dem Feld politischer Auseinandersetzungen, sondern in nahezu allen Bereichen von Gesellschaft und Kultur scheint es, als seien zuvor mühsam gesicherte Fakten, Wahrheiten und Übereinkünfte erodiert – von einem neuen »postfaktischen Zeitalter« ist gar die Rede. Als ein Kennzeichen dieser Situation gilt der Bezug auf »gefühlte« Wahrheiten statt eines Bemühens um die »echte«, tatsächliche Wahrheit. Mit großer Besorgnis wird die populistische Praxis der einfachen, emotionalisierten und brachialen Statements zur Kenntnis genommen, die das gesellschaftliche Klima durch mutmaßlich zum Teil kalkulierte Verschiebungen des Sagbaren fortwährend aufheizen. Der Glaube an zuvor kanonisiertes Wissen wird dabei gleich doppelt angegriffen: Dies geschieht einerseits durch den omnipräsenten Vorwurf, die jeweils andere Seite wolle mit »Fake News« beziehungsweise Fehlinformationen den öffentlichen Diskurs manipulieren und andererseits durch die Etablierung und den performativen Vollzug »alternativer Fakten«. Demgegenüber scheinen die teils ver-

zweifelte Versuche, diese Mechanismen aufzudecken und anzuprangern, nur wenig zu bewirken, sondern, im Gegenteil, die Angriffe auf die gesellschaftlichen Wissensbestände und die demokratische Debattenkultur paradoxerweise sogar noch erfolgreicher werden zu lassen.

Große Hoffnungen ruhen in dieser Lage – verständlicherweise – auf der Wissenschaft. Was sonst, wenn nicht kühle rationale Analyse, könnte helfen, auf den festen Boden der Tatsachen zurückzukehren und sauber zwischen Lüge und Wahrheit – zwischen Fake und Fakt – zu unterscheiden? Von innerhalb wie außerhalb des Wissenschaftsbetriebes wird daher gefordert, die Freiräume der Forschung zu verteidigen und sie dazu zu nutzen, die richtigen Antworten auf die drängenden gesellschaftlichen und kulturellen Problemlagen zu finden, um sich anschließend stabilisierend oder korrigierend in die Debatten einzumischen. Auch die Geschichtswissenschaft sieht sich nicht erst in jüngerer Zeit diesem Bedürfnis gegenübergestellt. HistorikerInnen sollen, so eine populäre Vorstellung, in nüchtern-detektivischer Arbeit an den überlieferten Materialien »die« historische Wahrheit herausarbeiten und dann mit elaborierten Synthesen und Lehren aus der Vergangenheit helfen, die Orientierungsprobleme der Gegenwart zu lösen. Vergleichbare Stimmen erheben sich, teilweise kontrovers diskutiert, auch in der historischen Zunft selbst.¹ Zwar ist zumindest der normative Impuls dabei durchaus nachvollziehbar und selbstredend hat sich die Disziplin von Beginn an vielfach um Deutungsangebote zu gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Fragen ihrer jeweiligen Gegenwart bemüht. Und doch tut sich die Geschichtswissenschaft im Umgang mit diesen Ansprüchen aus guten Gründen schwer. Denn über die entscheidende Grundsatzfrage, in welchem Maße die Geschichtswissenschaft für die Problemlagen der Gegenwart mit ihrer Forschungstätigkeit belastbares und »brauchbares« Wissen sowie übergreifende Orientierungsperspektiven bereitstellen kann, gibt es eine kontroverse Diskussion, die so alt ist wie die Disziplin selbst und mindestens zwei Ebenen berührt. Erstens gibt es dabei die epistemologische Frage, ob wir auf der Grundlage unserer fachlichen Selbstreflexion überhaupt zu begründet »wahren« Aussagen über unsere Betrachtungsgegenstände gelangen können. Die zweite, normative Frage lautet, ob wir uns mit den Forschungsergebnissen aus der intellektualistischen Deckung des Elfenbeinturms in die gesellschaftliche Debatte hineinwagen und (politisch) Stellung beziehen dürfen oder sogar sollen.

Das Selbstverständnis der Geschichtswissenschaft

Nun legen die erkenntnistheoretischen Einsichten in den geschichtswissenschaftlichen Forschungsprozess sehr deutlich eine auf komplexe, polyvalente Antworten abzielende und mithin demütig-zögerliche Grundhaltung nahe, die mit dem zentralen Begriff der »Standortgebundenheit« veranschaulicht werden kann. Damit ist einerseits die Erkenntnis gemeint, dass jede menschliche Position gegenüber (vergangenen) Wirklichkeiten selbst historisch ist, also einem fundamentalen historischen Wandel

¹ Vgl. Resolution des Verbandes der Historiker und Historikerinnen Deutschlands zu gegenwärtigen Gefährdungen der Demokratie, verabschiedet von der Mitgliederversammlung am 27. September 2018 in Münster, www.historikerverband.de/verband/stellungnahmen/resolution-zu-gegenwaertigen-gefaehrdungen-der-demokratie.html (letzter Zugriff 15.8.2019).

unterliegt und damit prinzipiell veränderlich und überholbar ist. Andererseits verdeutlicht Standortgebundenheit, dass dem erkennenden Subjekt der Geschichtsschreibung kein methodologisch isolierbares Objekt – die Vergangenheit – gegenübersteht. Stattdessen ist es eine alte hermeneutische Binsenweisheit der Geschichtswissenschaft, dass das forschende Subjekt unweigerlich mit dem erforschten Objekt verschränkt ist; ihre jüngere konstruktivistische Radikalisierung stellt vor allem eine Variante dar, konsequenter und reflektierter als zuvor mit dieser Einsicht umzugehen.²

Ein geschichtswissenschaftlicher Theorie-Konsens lässt sich etwa wie folgt umreißen: Geschichte (als ein auf Quellen basierender, deutender Umgang mit Vergangenheit) ist nicht identisch mit der vergangenen Realität, da der konkrete Standpunkt die Interpretation leitet und bestimmt – Forschende sind also konstruierend mit ihren Gegenständen verwoben, und Darstellung und Deutung der Ergebnisse lassen sich nicht eindeutig oder zuverlässig voneinander trennen. Das bedeutet jedoch nicht, dass der empirisch-wissenschaftliche Charakter der Disziplin aufgegeben werden müsste. Die für eine bestimmte Zeit als »wahre Aussagen« akzeptierten Deutungen bemessen sich an den Kriterien einer »wirklichkeitsangemessenen und intersubjektiv gültigen« Kommunikation über die historischen Sachverhalte. In dieser Auffassung ist die Wissenschaftlichkeit durch die Prinzipien von (empirischer und argumentativer) Plausibilität, Transparenz im Umgang mit Quellenzeugnissen und einbezogenen Forschungspositionen und zugleich durch einen fortwährenden Diskurs bestimmt, die eine Interpretation trotz ihrer Vorläufigkeit fundieren und zumindest zeitweilig überzeugend machen können.³ Der Historiker und Geschichtstheoretiker Reinhart Koselleck prägte in diesem Zusammenhang den Begriff des »Vetorechts der Quellen« – und meinte das Bewusstsein dafür, dass Quellenzeugnisse zwar bestimmte Schlussfolgerungen ausschließen, zugleich aber nie von sich aus eindeutig vorgeben, welche möglichen Deutungen als die objektiv »richtigen« übrigbleiben.⁴ Wissenschaftliche Geschichtsschreibung bedeutet in gewissem Maße begründete Spekulation.

Deshalb ist es vereinfachend und unangemessen, klare und überzeitlich gültige Lehren aus den Ergebnissen historischer Forschung ziehen zu wollen – die Kritik an solchen politisch-moralischen Inanspruchnahmen von Geschichte gehört ebenfalls zur geschichtswissenschaftlichen Arbeit. Gerade in den Zuspitzungsmodi populärer medialer Inszenierungen von historischer Forschung werden die gegenseitigen Erwartungen beinahe zwangsläufig enttäuscht. Den Forschenden einerseits ist nicht wohl dabei, zu eindeutige und reduzierte Aussagen über ihre Gegenstände zu tätigen, dem Publikum andererseits erscheinen die vermeintlich unklaren Äußerungen als umständlich und lebensfremd.

2 Vgl. dazu etwa Franziska Metzger, *Geschichtsschreibung und Geschichtsdenken im 19. und 20. Jahrhundert*, Bern 2011, bes. S. 20 und Hans-Jürgen Goertz, *Unsichere Geschichte. Zur Theorie historischer Referentialität*, Stuttgart 2001.

3 Vgl. hierzu den Überblicksartikel Jürgen Kocka, *Geschichte als Wissenschaft*, in: Gunilla Budde/Dagmar Freist/Hilke Günther-Arndt (Hg.), *Geschichte – Studium – Wissenschaft. Beruf, Berlin 2008*, S. 12–31, hier bes. S. 24.

4 Vgl. dazu Stefan Jordan, *Vetorecht der Quellen*, Version: 1.0, in: *Docupedia-Zeitgeschichte*, 11.2.2010, http://docupedia.de/zg/jordan_vetorecht_quellen_v1_de_2010, DOI: <http://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok.2.570.v1> (letzter Zugriff 15.8.2019).

Die Standortgebundenheit ist jedoch kein Defizit der historischen Erkenntnis, sondern führt als zugleich unausweichliche Grundbedingung und Möglichkeitsraum zu einer synchronen und diachronen Pluralität der möglichen Perspektiven. Die Praxis der Geschichtswissenschaft ist weder durch einen Realismus (wie viele glauben) noch einen Relativismus (wie manche befürchten) charakterisiert. Sie stellt vielmehr eine Form der Relativität dar, die sich aus der Historizität, der Perspektivität und der Diskursivität historischen Denkens ergibt – eine konstitutive Relativität.

Zerrbilder der populären Wissenschaftskultur

Die Geschichtswissenschaft bemüht sich, die leichtfertigen Antworten nach »der« historischen Realität zu vermeiden und trotzdem, jüngst unter dem Schlagwort »Public History«, einen angeregten Wissenstransfer zwischen Forschung und Gesellschaft zu leisten. Das ist selbstredend begrüßenswert, naheliegend und notwendig. Ein entscheidendes Problem besteht allerdings darin, dass die historische Forschung zwar vielfältige Berichte über die entdeckten historischen Landschaften produziert, zugleich aber verschweigt, wie viel Mühe sie darauf verwendet, auch über die steinigen Wege zur Interpretation gewissermaßen kartografierend nachzudenken. Klarer formuliert: Die inhaltlichen Ergebnisse der historischen Forschung werden bereitwillig in die »breite Öffentlichkeit« getragen – das dahinterstehende Verständnis des Forschungsprozesses, also das epistemologische Herz des relativen Wissensbegriffs, der aus empirischer und geschichtstheoretischer Grundlagenforschung stammt, nur äußerst selten. Und so lässt es sich erklären, dass die meisten gesellschaftlichen Bedürfnisse, die an die historische Zunft herangetragen werden, auf einem unreflektierten Verständnis von wissenschaftlicher Wahrheitsfähigkeit basieren. In der gesellschaftlichen Geschichtskultur zirkulieren weiterhin wirkmächtig die Vorstellungen von »der« historischen Wahrheit, von historischer Bedeutung an sich und von der Notwendigkeit der fachlichen Korrektur.

Dies verwundert letztlich wenig, denn das Problem liegt noch tiefer: Einseitige, vorurteilsbehaftete Vorstellungen scheinen gegenüber der Wissenschaft ganz allgemein zu bestehen. Man muss sich dazu nur die traditionsreichen und nahezu ständig perpetuierten Imaginationen wissenschaftlich forschender Personen ansehen. Dabei handelt es sich um (optisch oft deutlich an Albert Einstein erinnernde) Figuren im weißen Kittel, deren einsame, analytische Tätigkeit sie paradoxerweise sowohl zu genialen ExponentInnen der reinen, auf strenge Beobachtung gegründeten »Tatsachen« als auch zum Inbegriff der Weltabgewandtheit macht. HistorikerInnen als »DetektivInnen der Vergangenheit« sind nur eine Variante dieses Zerrbildes. Bei diesen liegt das Dilemma der Vermittlung zugespitzt formuliert eher zwischen den Alternativen moralisierender Bevormundung und langweilender Irrelevanz.

Unerwartete Gleichgesinnte

Hier wird ein problematisches, medial verfestigtes und vielfach unwidersprochenes Bild von wissenschaftlicher Forschung im Allgemeinen erkennbar, das auch die Geschichtswissenschaft in Mitleidenschaft zieht. Es wäre nun sehr verlockend, die Ver-

antwortung für dieses Missverständnis den Naturwissenschaften anzulasten. Augenscheinlich ist es doch vor allem ihr Begriff strenger wissenschaftlicher Wahrheit, der öffentlich übernommen wird und im stereotypen Bild der Forschenden unhinterfragt määndert. Doch diese Annahme erweist sich als unfair. Denn auch die Naturwissenschaften haben sich von einem simplen Konzept wissenschaftlicher Wahrheitsfähigkeit distanziert. Ausgelöst durch den Übergang von der klassischen zur modernen Physik seit dem beginnenden 20. Jahrhundert ist das Selbstverständnis der Naturwissenschaften grundlegend neu konstituiert worden. Die experimentellen Befunde etwa zur Nichtüberschreitbarkeit der Lichtgeschwindigkeit und zum inneren Aufbau der vermeintlich unteilbaren Atome aus Elementarteilchen sowie die neuen Interpretationen zur Natur des Lichts führten zu einer völligen Umdeutung physikalischer Vorgänge und verursachten eine Erschütterung des bis dahin geltenden Weltbildes. Christine und Frido Mann resümieren das alte erkenntnistheoretische Paradigma:

»Die Physik der Neuzeit hatte den Anspruch erhoben, den objektiven Aspekt der Natur zu erfassen – völlig unabhängig vom beobachtenden Subjekt. Dafür zerlegte sie die Welt in unzusammenhängende Teilwelten. Das hatte den Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts zu enormen Erfolgen verholfen. Newtons Mechanik stand am Anfang dieser Entwicklung.«⁵

Diese Auffassung der klassischen Physik von Objektivität und Vorhersagbarkeit korrespondiert mit der philosophischen Einteilung der Welt in zwei fundamentale ontologische Grundkategorien, mit René Descartes als *res cogitans* (denkende Substanz) und *res extensa* (ausgedehnte Substanz) oder auch als Dualismus von Geist und Materie zu verstehen. Die Welt der Körper ist in diesem Weltbild von determinierten, letztlich mechanischen Wechselwirkungen geprägt, sodass sie sich, alle Informationen über den Grundzustand und eine vollständige mathematische Durchdringung vorausgesetzt, in jedem Folgezustand vorhersagen ließe.

Mit dieser Vorstellung brach die moderne Physik radikal. Zunächst legte die Relativitätstheorie Albert Einsteins nahe, Raum und Zeit – bis dahin als starre Bezugssysteme verstanden – fortan als abgeleitete Größen zu sehen, die von zueinander relativ bewegten BeobachterInnen unterschiedlich wahrgenommen werden (Spezielle Relativitätstheorie) und zugleich durch die Wirkungen von Massen (Allgemeine Relativitätstheorie) beeinflusst werden. Die zweite entscheidende Neuerung der modernen Physik bestand in der Entwicklung der Quantenmechanik, die ebenfalls von Albert Einstein (mit-)angestoßen wurde. Mit seiner Erklärung des photoelektrischen Effekts und Max Plancks Deutungen der experimentellen Befunde zur Schwarzkörperstrahlung wurden um 1900 die Grundlagen für dieses neue physikalische Paradigma gelegt.

Dieses löste das klassisch-mechanische Weltbild ab, denn in der Quantenmechanik bestimmen die Naturgesetze die Phänomene nicht mehr in exakt determinierender Weise, sondern geben lediglich einen Möglichkeitsrahmen für die konkrete Ausprägung vor, die sich daher nur mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit voraussagen lässt. Zunächst verunsichernde experimentelle Befunde machten es außerdem erforderlich, Licht paradoxerweise sowohl als elektromagnetische Welle als auch als quan-

5 Frido Mann/Christine Mann, Es werde Licht. Die Einheit von Geist und Materie in der Quantenphysik, Frankfurt a. M. 2017, S. 113.

tisiertes Teilchen (Photon) zu begreifen. Mehr noch: Es wurde entdeckt, dass erst der Akt der Messung selbst hierbei tatsächlich zu einer Festlegung führt. Und statt weiterhin zu postulieren, dass sich etwa die Bewegung von Teilchen (ausgedrückt durch deren Ort und Impuls) experimentell exakt bestimmen lässt, wurde das Prinzip der Heisenbergschen Unschärferelation entdeckt, aus dem sich ergibt, dass die Messung von derart verbundenen physikalischen Größen einen bestimmten Genauigkeitswert nicht überschreiten kann – und dass dies kein Defizit der Theorien oder der Messungen darstellt, sondern im Gegenteil eine unumgängliche Eigenschaft der Welt selbst ist.

Damit war das klassische Weltbild erschüttert, wie die Manns bilanzieren:

»Wir, der Beobachter, werden damit ein Teil des Gesamten. Wir sind nicht die unbeeilteiligten Beobachter, die die objektive Welt erkennen, sondern unser Denken, unsere Fragestellungen und die daraus resultierende Versuchsanordnung beeinflussen das Ergebnis.«⁶

Die verblüffende Korrespondenz zwischen dem Weltbild der modernen Physik und den Grundüberzeugungen hermeneutisch-geschichtswissenschaftlicher Theoriebildung liegt auf der Hand. Für beide ist es selbstverständlich, dass beobachtende Subjekte und beobachtete Objekte nicht voneinander getrennt werden können, dass also eine exakte, isolierte Beobachtung aus systematischen Gründen unmöglich ist. Reinhart Koselleck wies 1995 in einem Interview auf diese Parallele hin:

»Die Naturwissenschaft ist sich spätestens seit der Heisenbergschen Unschärferelation zumindest theoretisch darüber im klaren, dass der gewählte Beobachtungsweg Teil des Resultats eines Experiments ist. Der Grundsatz ›Messen heisst stören‹ führt erkenntnistheoretisch letztlich ebenfalls in eine Pluralität der Perspektiven, wie wir sie in der Tat bereits seit der Aufklärung als Voraussetzung historischen Wissens kennen.«⁷

Mit Blick auf die Wissenschaftskultur wird daran deutlich, dass es vor allem das weitgehend überholte »realistisch«-mechanische Weltverständnis der klassischen Physik ist, das bis heute erfolgreich das populäre Bild des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses definiert und prägt – auch des geschichtswissenschaftlichen. Doch obwohl die klassische Physik für viele Phänomene der Alltagswelt und auch der Technik nach wie vor hinreichende Annäherungen und Vorhersagen ermöglicht, gibt es Bemühungen, selbst abstraktere Hypothesen der quantenmechanischen Grundlagenforschung einem Laienpublikum anschaulich verständlich zu machen – denkt man unter den vielen medialen Wissenschaftsformaten exemplarisch nur einmal an das im besten Sinne populärwissenschaftliche Buch *Eine kurze Geschichte der Zeit* des theoretischen Physikers Stephen Hawking.⁸ In den Geisteswissenschaften sind solche Bemühungen äußerst selten und kaum gesellschaftlich breitenwirksam.

6 Ebd., S. 108.

7 Reinhart Koselleck, Ist Geschichte eine Fiktion? Reinhart Koselleck im Interview mit Hasso Spode, NZZ Folio (1995) 3, S. 60–63, hier S. 60f.

8 Stephen W. Hawking, Eine kurze Geschichte der Zeit. Die Suche nach der Urkraft des Universums, Reinbek 1991.

Die Potenziale einer neuen Wissenschaftskultur

Dabei könnte gerade ein relativer Wissensbegriff im gesellschaftlichen Umgang mit den aktuellen »postfaktischen« Herausforderungen einen Lösungsansatz bieten. In einem zugespitzten Kommentar in der *Neuen Zürcher Zeitung* spricht Joachim Güntner von einem »naiven Realismus« und meint »unsere lebenspraktische Gewissheit, die Welt sei tatsächlich so, wie wir sie sehen«. Dieser Realismus werde durch die Rede vom »postfaktischen Zeitalter« regelrecht zementiert.⁹ Dabei würden philosophische Reflexionsangebote ebenso ignoriert wie die Tatsache, dass auf den Gebieten des Politischen, Sozialen und Kulturellen vor allem auf Interpretationen von Fakten und nicht auf diese Fakten selbst rekurriert werde. Der alltagsweltliche, naive Wissensbegriff wird dabei (sozusagen wider besseres Wissen) wenig infrage gestellt – und gerade das macht es so leicht, Fakten durch die Etablierung »alternativer Fakten« zu (z)ersetzen. Es wird diejenigen, die an diese alternativen Fakten oder an gefühlte Wahrheiten glauben, nicht überzeugen, wenn man versucht, ihnen – und sei es noch so gut begründet und in wohlmeinender aufklärerischer Absicht – die »richtigen« Fakten vor Augen zu führen, und hofft, sie damit ins Reich der »Wahrheit« oder der Rationalität zurückholen zu können. Die adressierte und damit zugleich stabilisierte Denkfigur ist in beiden Fällen das »Wahre« – doch wenn Aussage gegen Aussage steht, werden die häufig verschwörungstheoretisch gerahmten, als heilsames Gegen-Wissen gegenüber den vermeintlichen »Fake News« inszenierten, emotionalisierten und flexibel einsetzbaren Statements der »postfaktischen« Kommunikation performativ überlegen sein. Und wie soll diese Strategie überhaupt aufgehen, wenn die wissenschaftlichen Disziplinen in ihrem forschenden Tun an diesen simplen Faktenbegriff aus guten Gründen selbst gar nicht glauben können?

Es braucht hierbei eine neue, dem Reflexionsgrad der Forschung angemessene Herangehensweise, in der die Geisteswissenschaften und insbesondere die Geschichtswissenschaft der Gesellschaft nachvollziehbar vermitteln, dass »Fakten« durch die Beobachtungszusammenhänge immer schon »gemacht« sind (vgl. dazu lat. *factum* – wörtlich »das Gemachte« und nicht allein »das Geschehene«) und dass ein Zugang zur Welt immer auf perspektivischen Interpretationen basiert. Mit Blick auf das »Vetorecht« der Quellen und die Kriterien von Plausibilität und Transparenz gibt es sicher Fälle, in denen die Geschichtswissenschaft dazu beitragen kann, Mechanismen der (Des-)Informationspolitik aufzudecken und punktuell auch gezielte Fehldeutungen nachzuweisen. Doch statt geschichtskulturell vor allem auf die Frage nach »richtig« und »falsch« abzuheben und damit die Vorstellung der »Wahrheit« weiter zu kolportieren, bestünde ein deutlich grundsätzlicherer und effektiverer Ansatzpunkt in der gezielten Vermittlung von »Wirklichkeitsrepräsentationsreflexionskompetenz« – also der Fähigkeit, die divergenten perspektivischen Bemühungen um und Zugänge zur Wirklichkeit kritisch und zugleich produktiv zu beleuchten.

Das Ziel solcher Bemühungen besteht in der skeptischen Haltung, »Fakten« und mit ihnen das Faktendenken selbst prinzipiell skeptisch zu hinterfragen. Eine in diesem Sinne wirklich »post-faktische« (nämlich kritisch über die Faktengläubigkeit hi-

9 Joachim Güntner, Die Beschwörung der Tatsachen, *Neue Zürcher Zeitung*, 16. November 2016, www.nzz.ch/feuilleton/schlagwort-postfaktisch-die-beschwoerung-der-tatsachen-ld.128894 (letzter Zugriff 15.8.2019).

nausgewachsene) Wissenskultur würde den aktuell so genannten »postfaktischen« Stimmen im politischen Diskurs spielend den Wind aus den Segeln nehmen. Die populistische Etablierung »alternativer Fakten« gegenüber den vermeintlichen »Fake News« der Parteien, Medien und Forschungsinstitutionen des »Systems« wäre zweifellos sehr viel schwieriger, wenn ein konsensuales gesellschaftliches Bewusstsein für die Komplexität von Erkenntnisprozessen bestünde und wenn der simple Faktenbegriff gar keine breite Akzeptanz mehr finden würde.

Vergleichbare Appelle, an die sich anknüpfen ließe, bestehen bereits. Im Jahr 2005 beispielsweise veröffentlichte ein interdisziplinäres Autorenkollektiv die vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderte *Potsdamer Denkschrift*. Die drei Autoren skizzieren darin gegenwärtige und globale machtpolitische, ökonomische, soziokulturelle und nicht zuletzt ökologisch-klimatische Krisenphänomene, die maßgeblich durch »Strategien unbegrenzter Machbarkeit« hervorgerufen seien und auf einer »materialistisch-mechanistischen Präzisierung« unseres Weltbildes aufbauten:

»Das dafür benötigte (beherrschbare) Verfügungswissen liefern primär die empirischen Wissenschaften, die sich [...] am Grundprinzip einer behaupteten kausalen Geschlossenheit der materiellen Welt als ›Realität‹ (dinglichen Wirklichkeit) orientieren und diese [...] auf alle Lebenszusammenhänge und -prozesse auf der Erde projizieren.«¹⁰

In der Denkschrift wird ein ambitionierter Vorschlag für ein neues Denken formuliert, das ausdrücklich auf die vorliegenden Erkenntnisse der Quantenphysik aufbauen soll, und bei dem die

»Wirklichkeit, die wir damit nachzeichnen wollen, sich nicht mehr als ein theoretisch geschlossenes System herausstellt [...]. Die neue qualitativ tief greifend veränderte naturwissenschaftliche Weltdeutung erweist sich durch ihre Auflockerung und Öffnung in erstaunlichem Maße geeignet, Brücken zu schlagen zwischen den auseinander driftenden wissenschaftlichen Disziplinen, und darüber hinaus eine enge Verbindung zu den Künsten und Religionen zu ermöglichen. Sie bereitet den Grund für neue, erweiterte gemeinsame Denkrichtungen. Dies jedoch mit einer folgenreichen Einschränkung: Auch die Naturwissenschaften müssen eine prinzipielle Begrenzung ihres objektivierenden, als exakt vorgestellten epistemischen (analytischen) Wissens akzeptieren, welche nicht mehr aus einem ›Noch-nicht-Wissen‹ resultiert. Die Wirklichkeit ist nicht uneingeschränkt ›wissbar‹.«¹¹

10 Hans-Peter Dürr/Johannes Daniel Dahm/Rudolf zur Lippe, *Potsdamer Denkschrift 2005*, München 2006, www.gcn.de/download/denkschrift_de.pdf (letzter Zugriff 15.8.2019), S. 2. Die Schrift beruft sich dabei auf das 1955 veröffentlichte Russell-Einstein-Manifest.

11 Ebd., S. 2–4. Zu den geforderten Brückenschlägen vgl. auch Mann/Mann, *Licht*, bes. S. 123–148 und S. 202–234. Dort wird in Anknüpfung an Werner Heisenberg und die Arbeiten von Brigitte und Thomas Görnitz ein Weltbild vertreten, das sich nicht auf Körper reduzieren lässt, sondern im Gegenteil einer geistigen Grundstrukturierung (Protyposis) folgt. Was aus diesem teilweise umstrittenen Ansatz für die empirische Forschung sowie die Deutung des geistigen menschlichen Lebens folgt, lässt sich kontrovers diskutieren. Dennoch sind diese Versuche m. E. bemerkenswert, aufbauend auf physikalischer Forschung die bisherigen Grenzen der ontologischen Grundkategorien »Geist« und »Materie« zu überdenken.

Ausgehend von dieser Grunddiagnose entwickeln die Autoren der *Denkschrift* ausführliche ethische Leitlinien mit konkreten Forderungen. Ein in diesem Sinne reflektiertes »post-faktisches« Wissenschaftsverständnis mündet also keineswegs zwangsläufig in einen amoralischen, »gefährlichen« Relativismus. Die Einsicht in die konstitutive Relativität der Geschichtswissenschaft mit Relativismus zu verwechseln¹² und in einer fluchtartigen Rückwärtsbewegung den Verlockungen eines naiv-»realistischen« Erkenntnismodells zu erliegen, wäre deshalb ein kapitaler Fehler. Die klar strukturierte Welt der einfachen Fakten-Antworten stellt eine wissenschaftstheoretisch irreführende Vorstellung dar, mag sie gesellschaftlich und politisch noch so verlockend sein.

In der Geschichtswissenschaft lassen sich bereits Appelle finden, die einer solchen Richtung verpflichtet sind. Angesichts einer »nie dagewesene[n]« gesellschaftlichen »Verachtung wissenschaftlicher Erkenntnis« betont etwa die Historikerin Barbara Stollberg-Rilinger eine dringende Verantwortung der Wissenschaft, »ihre Erkenntnisweisen zu vermitteln«. Gleichzeitig gelte es, die Unabhängigkeit und Eigenlogik der Forschung zu verteidigen, denn ihre Kernkompetenz sei es, »neue Antworten [zu] geben, neue Perspektiven [zu] erschließen.« Das beinhalte ausdrücklich auch die kritische Betonung,

»dass ihre Wahrheiten immer nur vorläufige sind. Und das ist genau der dritte Weg zwischen Wahrheiten und ›Fake-News‹: Es ist weder so, dass man die Wahrheit kennt, noch etwas einfach Lüge ist, sondern Wissenschaftler müssen das Bewusstsein dafür schärfen, dass es zwar mehr oder weniger wahre oder plausible Aussagen gibt, aber dass alle Aussagen immer vorläufig sind und es nie endgültige und unhinterfragbare Wahrheiten gibt.«¹³

Die wissenschaftstheoretischen Parallelen zwischen Geistes- und Naturwissenschaften sind bislang kaum wechselseitig wahrgenommen worden. Doch gerade ihre geteilte konstitutive Relativität könnte, breit und offen gesellschaftlich diskutiert, wissenschaftliche Orientierung auf dem Weg der Reflexion ermöglichen. Vor allem aber

12 Michael Hagner exemplifiziert an den Theorien Paul Feyerabends, dass selbst radikalere wissenschaftstheoretische Reflexionen nicht zu einer Preisgabe wissenschaftlicher Erkenntnisse im Lichte populistischer Instrumentalisierung führen müssen: »Bei Feyerabend bedingen Wissenschaftsphilosophie und die Theorie gesellschaftlicher Vielfalt einander. Die eine ist nicht ohne die andere zu haben. [...] Aus dieser Perspektive lässt sich Feyerabends Aufstand wider den Methodenzwang als Antidot gegen die Zumutungen des Populismus lesen.« Michael Hagner, *Wider den Populismus. Paul Feyerabends dadaistische Erkenntnistheorie*, in: *Zeithistorische Forschungen* 14 (2017) 2, S. 369–375, <https://zeithistorische-forschungen.de/2-2017/id=5498> (letzter Zugriff 15.8.2019), hier S. 375.

13 Barbara Stollberg-Rilinger/Rainer Volk, *Die Historikerin Barbara Stollberg-Rilinger*, Audio-Interview in der Reihe SWR2 Zeitgenossen, 12.12.2017, www.swr.de/swr2/programm/sendungen/zeitgenossen/swr2-zeitgenossen-die-historikerin-barbara-stollberg-rilinger/-/id=660664/did=20795310/nid=660664/1e07np7/index.html (letzter Zugriff 15.8.2019), hier zitiert nach eigener Transkription. Vgl. mit Einschränkungen auch Andreas Wirsching, *Von der Lügenpresse zur Lügenwissenschaft? Zur Relevanz der Zeitgeschichte als Wissenschaft heute*, in: *Zeitgeschichte-online*, April 2018, <http://zeitgeschichte-online.de/geschichtskultur/von-der-luegenpresse-zur-luegenwissenschaft> (letzter Zugriff 15.8.2019). Wirsching behandelt das Problem ebenfalls differenziert, formuliert sein Fazit allerdings wieder im Rückgriff auf die Wahrheit als »einzig mögliche Antwort auf den Vorwurf der Lüge« – und bleibt damit einer angreifbaren Orientierung an Wahrheit und Faktendenken verpflichtet.

könnte sie Neugierde und Faszination wecken für das immer wieder zu revidierende und restrukturierende Nachdenken über die sich ebenfalls ständig wandelnde und aus vielen Blickwinkeln beobachtbare Welt. Natürlich bedeutet dies zugleich das Wagnis, in gewissem Maße die Begrenztheiten des eigenen Tuns öffentlich einzuräumen. Die zunehmend infrage gestellte Relevanz geschichtswissenschaftlicher Tätigkeit und auch ihre gesellschaftliche Verantwortung könnte sich jedoch gerade darin erweisen, den Reiz der relativen, komplexen, abwägenden, mitunter mühevollen und teilweise widersprüchlichen Erkenntnisarbeit an der Geschichte verständlich, dialogisch und ausdrücklich auch inspirierend in die Gesellschaft zu tragen. Dieses Reflexionspotenzial würde – auch ganz unabhängig von den konkreten politischen Problemlagen – dabei zugleich neue kreative Vermittlungsmöglichkeiten eröffnen. Insgesamt würde es uns dazu befähigen, den simplifizierten Vorstellungen wissenschaftlicher Erkenntnis, auf die sich auch die populistischen »Wahrheitsangebote« berufen, deutlich entgegenzutreten und eine Ethik des fruchtbaren demokratischen Widerstreites zu etablieren und zu verteidigen.

Die *Potsdamer Denkschrift* spricht der Gesellschaft in einer Zwischenüberschrift die »Einladung zum Weiterdenken« aus. Wäre es nicht angemessen, wenn die Geschichtswissenschaft, die in so hohem Maße gewöhnt ist, die epistemologischen Grenzen der Annäherung an den Forschungsgegenstand bei gleichzeitiger perspektivischer Verschränkung mit demselben zu reflektieren, bereit wäre, bei diesem Unterfangen die Gastgeberin zu sein?

Sebastian Schlinkheider ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Geschichte der Frühen Neuzeit der Universität zu Köln. Derzeit arbeitet er an einem Promotionsprojekt zur Rolle des Sammlers Ferdinand Franz Wallraf (1748–1824) in der Geschichtskultur der Stadt Köln; Forschungsinteressen u. a. Geschichtstheorie, öffentliche Geschichte und Stadtgeschichte.
E-Mail: sebastian.schlinkheider@uni-koeln.de